



Foto: Image/ULG

Bis heute ist Madhyamaka, eine der Hauptrichtungen in der buddhistischen Philosophie, in Tibet fest verankert.

Viel Lärm um Nichts

Mehr als hundert Buddhismus-Forscherinnen und -Forscher diskutierten an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften über die Beschaffenheit des Seins. Eine Kernfrage lautete: Ist da etwas, oder ist alles nur Illusion?

Anna Sawerthal

Eigentlich wollte Buddhismus-Forscherin Anne MacDonald eine Konferenz speziell zu Candrakirti veranstalten. Der buddhistische Denker lebte im siebten Jahrhundert nach Christi in Indien. Er beschäftigte sich eingehend mit der buddhistischen Philosophie, vor allem mit der Tradition des „Madhyamaka“. Eine Konferenz zu einem bestimmten Philosophen, zu einer bestimmten Zeit, an einem bestimmten Ort: nichts Außergewöhnliches für ein Institut wie das für Kultur- und Geistesgeschichte Asiens (IKGA) der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (ÖAW).

Doch dann kam alles anders. „Die Unruhestifterin war Pei-Lin“, meint MacDonald im Videocall mit dem STANDARD. Kollegin Pei-Lin Chiou forscht zwar zu einem Autor zwei Jahrhunderte nach Candrakirti, aber auch sie wollte an der geplanten Konferenz teilnehmen. Kurz darauf meldet sich wiederum ein Kollege von der Universität Wien: Er arbeite über Madhyamaka in Tibet, also nicht in Indien – dürfte er aber trotzdem mitmachen? Und schließlich wieder ein Kollege von der Akademie, der einen Text bearbeitet, der Madhyamaka-Ansätze scharf kritisierte – könne er das nicht auch vorstellen?

Am Ende ging vergangene Woche in Wien ein Event über die Bühne, das ein Teilnehmer als „wichtigste Philosophie-Konferenz des Jahres“ bezeichnete: „Madhyamaka in South Asia and Beyond“; eine internationale Konferenz mit rund 150 Teilnehmern aus über 25 Ländern, die an 76 Universitäten weltweit Madhyamaka studieren.

Der „Mittlere Weg“ zur Erleuchtung

Madhyamaka ist eine der Hauptrichtungen in der buddhistischen Philosophie. Das Sanskrit-Wort bedeutet so viel wie „Mittlerer Weg“. Viele buddhistische Schulen in der Geschichte der Religion setzen auf ebenjenes, um die Erleuchtung zu erlangen. Rund 500 Jahre vor Christus hat der historische Buddha Shakyamuni ja den buddhistischen Erlösungsweg vorgezeichnet. Seither gibt es unterschiedlichste Traditionen darüber, diesen umzusetzen. Madhyamaka wurde in Indien vom Denker Nagarjuna im zweiten oder dritten Jahrhundert etabliert und wurde später zur einflussreichen Tradition, in China, bei den Tanguten, in der Mongolei, und vor allem in Tibet. Dort sind bis heute moderne Politikansätze wie etwa die Kompromisspolitik des Dalai Lama vom „Mittleren Weg“ inspiriert.

Im Kern will sich das Madhyamaka von den Extremen von „Existenz“ oder „Nicht-Existenz“ lösen. „Madhyamaka akzeptiert zwar, dass die Welt, wie sie vor uns ist, da ist, aber besagt, dass diese eigentlich recht anders ist, als wir denken“, so MacDonald. So unterteilt man im Madhyamaka in „konventionel-

le“ und „ultimative“ Realität. Andere Denkrichtungen im Buddhismus führen alles auf den Geist zurück: Alles um uns herum ist vorgestellt, nur der Geist existiert wirklich. Madhyamaka-Anhänger gehen weiter. Sie sagen, dass auch dieser Geist nur Illusion ist. Die wahre Natur der Dinge sei: Leerheit.

Die Welt als Projektion des Geistes

Was diese Leerheit ist, darüber lässt sich trefflich streiten. Das tun Wissenschaftler bis heute. Es gibt Schulen, die sagen, dass da schon irgendetwas ist, und es gibt jene Forscherinnen wie MacDonald, die überzeugt sind, dass es keine Existenz in irgendeiner Form gibt. Die finale Analyse deute ihrer Ansicht nach auf einen transzendentalen Zustand hin, der jenseits von Existenz und Nicht-Existenz ist, unbeschreiblich, eben: leer. „Ein Buddha sieht nichts“, so MacDonald. „Die Welt ist weg, weil sie immer bloß eine Projektion des Geistes war.“ Ja, die Madhyamaka-Philosophie sei radikal, extrem und gehe gegen jede Intuition, attestiert MacDonald. Man stoße im Buddhismus ständig auf Paradoxe. Da steht in den Schriften, dass der Suchende, der Erleuchtung erlangen will, „dem Pfad“ folgen sollte. „Gleichzeitig sollte er aber wissen: Es gibt keinen Pfad, und es gibt keine Lebewesen. Und er selbst existiert auch nicht!“ Madhyamaka bietet eine logische Erklärung dafür an.

Birgit Kellner, IKGA-Direktorin am ÖAW, nimmt es mit dem Philosophen Thomas Metzinger, der unlängst meinte, dass der Begriff der Leerheit „eines der interessantesten Konzepte“ sein könnte, die „jemals in der Geschichte der Philosophie entwickelt worden sind“. Kein Wunder, dass das Konzept immer mehr Interesse generiert, wie MacDonald erzählt. Noch in den 1990ern haben Philosophen versucht, Madhyamaka aus den Schulen von Hegel, Kant oder Wittgenstein heraus zu verstehen. „Asiatische Philosophie wurde nicht als ‚echte Philosophie‘ gesehen, sondern als orientalisch, als verträumt.“ Doch seitdem hat sich viel bewegt.

„Dass diese wichtige Konferenz in Wien stattfindet, ist nur folgerichtig“, sagt auch Kellner. Denn hier in Wien würde die buddhistische Philosophie Südasiens und Tibets seit Jahrzehnten erforscht – an der ÖAW, an der Uni Wien und durch diverse FWF-Projekte, wie auch das, das MacDonald leitet. Erst kürzlich sind Handschriften zugänglich geworden, zum Madhyamaka im alten Indien aber auch zur späteren Scholastik in Tibet, die an der ÖAW aufgearbeitet werden – und die Grundlage für eine derart breite Konferenz liefern. MacDonald ist jedenfalls drauf und dran, es nicht bei einer Konferenz zu belassen. Denn wenn es um die wahre Natur der Dinge geht – so ist diese wohl noch länger nicht endgültig geklärt.

GEISTESBLITZ

Was tun, wenn ein todkrankes Kind zu Hause gepflegt werden muss?

Eva Binders Weg in die Pflegewissenschaft begann mit einer schweren Diagnose. Bei ihrer 14 Monate alten Tochter wurde das Tay-Sachs-Syndrom diagnostiziert, eine sehr seltene und unheilbare genetischen Erkrankung. Die Lebenserwartung liegt bei zwei bis vier Jahren. „Ich habe sie daheim gepflegt und bin dadurch in das Thema hineingewachsen“, sagt Binder. Nach dem Tod ihrer Tochter begann Binder ein Studium der Gesundheits- und Krankenpflege an der FH Gesundheitsberufe Oberösterreich. Heute arbeitet sie am Neurologischen Rehabilitations-Zentrum des Uniklinikums Salzburg, das auf die Betreuung von Kindern und Jugendlichen spezialisiert ist.

In ihrer Abschlussarbeit untersuchte Binder, wie sich die Pflege palliativ erkrankter Kinder auf die Lebensumstände von Patienten und Pflegenden auswirkt. Anfang Juni erhielt die 35-Jährige dafür den Elisabeth-Seidl-Preis vom Wiener Rudolfinerhaus für akademische Abschlussarbeiten mit Praxisbezug aus der Pflegewissenschaft.

In ihrer Analyse wissenschaftlicher Studien identifizierte Binder mehrere Faktoren. So gibt es körperliche und psychische Aspekte, aber auch soziale und familiäre. Häufig verändert sich die Rolle der Eltern. Sie nehmen anstelle der klassischen Funktion als Mutter oder Vater vermehrt Aufgaben von Pflegepersonal wahr. Besonders schwierig gestaltet sich dieser Spagat, wenn gleichzeitig noch andere, gesunde Kinder im Haushalt leben.

Viele Herausforderungen in der Praxis

„Man muss die Wohnsituation ändern, Pflegedienste und Ärzte organisieren“, sagt Binder. Mit einem pflegebedürftigen Kind daheim könne man häufig nicht mehr oder nur mehr eingeschränkt arbeiten, was mit finanziellen Einbußen einhergehe. Und auch die Trauer sei ein wesentlicher Faktor. „Palliativpflege sollte sich nicht nur auf den Zeitraum des Lebens des Patienten beschränken“, meint Binder. „Angehörige benötigen oft noch lange nach dem Tod psychologische Unterstützung.“

Ein eindeutiger Katalog an Empfehlungen abzuleiten, bleibt schwierig. Denn Menschen sind zu individuell, ihre Lebensrealitäten zu verschieden. Manche Familien lassen sich von professionellem Pflegepersonal helfen. Andere fühlen sich unwohl dabei, wenn eine fremde Person in die Privatsphäre dringt, und machen so viel wie möglich selbst.

Für vielversprechend hält Binder jedoch das von Schweizer Forschenden entwickelte SENS-Modell, das für „Symptommanagement, Entscheidungsfindung, Netzwerk und Support“ steht. Damit soll sich die Gesamtsituation betroffener Familien besser einschätzen lassen. „Die Aspekte des Modells entsprechen den Definitionen der WHO für Palliativpflege, den Inhalten des Gold-Standard-Frameworks und den Hauptschwerpunkten der Empfehlungen des National Comprehensive-Cancer-Netzwerk aus Amerika“, sagt Binder.

In Österreich kommt es bisher nicht zum Einsatz, generell gebe es Nachholbedarf bei dem Thema. So existiert keine einzige Station, die ausschließlich auf die palliative Betreuung von Kindern spezialisiert ist. 16 mobilen Palliativteams in neun Bundesländern stehen 5000 betroffene Patienten gegenüber. „Es ist ein Tabuthema“, sagt Binder. „In der Gesellschaft können viele nicht damit umgehen. Der Bedarf ist aber da.“ (rl)



Eva Binder wurde für ihre Arbeit zur palliativen Pflege von Kindern ausgezeichnet.

Foto: Anna Rauchenberger